

HANS-JOACHIM HÖHN

Am Scheideweg der Gottesfrage

Kann ein Buch, zu dem ein Autor nach eigenem Bekunden lange innerlich unterwegs war, auch gelesen werden als Beschreibung eines Weges, den er in und mit der Kirche gehen will? Benedikt XVI. hat sich bisher einer programmatischen Bestimmung seines Pontifikates entzogen. Eine „Regierungserklärung“ vorzulegen, hat er strikt abgelehnt. Was will er verändern, was will er bestätigen? Auf welchem Kurs will er die Kirche steuern? Es gibt die häufig wiederholte Warnung vor einer relativistischen Einstellung gegenüber Werten und Normen. Aber woran ist man mit Benedikt XVI., wenn es jenseits kulturkritischer Spitzen um die Bestimmung des entscheidend Christlichen geht?

Kaum ein anderer Text dürfte für die Frage nach seinen zentralen theologischen Optionen ergiebiger sein, als ein Buch, welches das Zentrum des Christentums meditiert. Dass es nicht ganz abwegig ist, das „Jesusbuch“ des Papstes auch als ein theologisches „Kursbuch“ zu lesen, wird angedeutet in den einleitenden Passagen über die Methode einer Exegese des Neuen Testaments, die den Text nicht bloß historisch-kritisch zerlegt, sondern ihn ausreden und in der Gegenwart zu Wort kommen lässt. Was der Papst hier über den Standort der Evangelisten (und ihrer Interpreten) schreibt, darf durchaus auch auf ihn selbst angewandt werden: „Da spricht der Autor nicht einfach aus sich selbst und für sich selbst. Er redet aus einer gemeinsamen Geschichte heraus, die ihn trägt und in der zugleich die Möglichkeiten ihrer Zukunft, ihres weiteren Weges schon im

Stillen gegenwärtig sind.“¹ Von allen Kapiteln, in denen Benedikt XVI. eine unmittelbare Anrede aus der Jesusgeschichte an die Gegenwart adressiert, weist für mich die Auslegung der Evangelientexte über die Versuchung Jesu die intensivsten Bezüge zur religiösen Signatur unserer Zeit auf. Zugleich ist diese Perikope in sich selbst von höchster theologischer Bedeutung. In ihr spiegelt sich das Ringen Jesu um seinen Auftrag. Wer ist Gott für Jesus? Wie steht Jesus für Gott ein?

Angefochtene Gewissheit und umstrittene Alternativen

Wie man in den Krisen und Konflikten der Zeit für Gott einstehen kann, ist keineswegs jederzeit klar. Was das Wort „Gott“ und das „Wort Gottes“ zu denken geben, erübrigt nicht die Frage, ob und wie dies auch gelebt werden kann. Wo nicht mehr erlebt und gelebt werden kann, was Christen glauben, hat dies fatale Folgen für die Denkbarkeit der Rede von Gott. Dann steigen dem Menschen andere Überzeugungen und Gewissheiten zu Kopfe. Dazu können Dinge gehören, von denen der Mensch meint, sie seien es ebenso wert, verehrt und vergöttert zu werden. Man kann es dann ohne den einen, wahren Gott versuchen, der heute vielfach zu einem „unbekannten“ Gott geworden ist. „Der Kern aller Versuchung – das wird hier sichtbar – ist das Beiseiteschieben Gottes, der neben allem vordringlicher Erscheinenden unseres Lebens als zweitrangig, wenn nicht überflüssig und störend empfunden wird. Die Welt aus Eigenem, ohne Gott, in Ordnung zu bringen, auf das Eigene zu bauen, nur die politischen und materiellen Realitäten als Wirklichkeit anzuerkennen und Gott als Illusion beiseitezulassen, das ist die Versuchung, die uns in vielerlei Gestalten bedroht.“ (57)

Den kulturpessimistischen Unterton dieser Diagnose wird nicht jeder Zeitgenosse begrüßen. Mit ihm klingen aber die entscheidenden Alternativen an, die – mag man die Gegenwart als „postreligiös“ oder „postsäkular“ bezeichnen – allen Debatten um Ort und Auftrag der Christen in der modernen Gesellschaft vorausgehen.² „Es geht um Gott: Ist er der Wirkliche, die Wirklichkeit selbst, oder ist er es nicht? Ist er der Gute, oder müssen wir das Gute selber erfinden? Die Gottesfrage ist die Grundfrage, die uns an den Scheideweg der menschlichen Existenz stellt.“ (57) Grundfragen werfen immer auch die Wahrheitsfrage auf: Ist es wirklich vertretbar, was als Antwort auf das Fragliche und Fragwürdige behauptet wird? Existenzielle Wahrheiten sind derart, dass man für sie eintreten muss. Sie verlangen den Einsatz der Existenz, weil ohne diesen Einsatz nicht herauszufinden ist, ob sie tragfähig sind. Wie aber findet und filtert man unter den zahllosen Sinnofferten heraus, was im Leben und Sterben trägt? In welchen Konstellationen zeigt sich, was es wert ist, dafür das eigene Leben zu investieren?

Viele Hoffnungen richten sich darauf, eine Antwort auf diese Fragen auf dem Weg einer „Erleuchtung“, in einem Erlebnis von Unbezweifelbarkeit zu finden. Das Neue Testament scheint für Jesus von Nazareth das Geschehen der Gott- und Selbstfindung zunächst auch auf diesem Weg anzusiedeln. Mit der Taufe Jesu am Jordan sind entsprechende Klarstellungen verbunden: „Dies ist mein geliebter Sohn.“ Jedoch führt der weitere Weg Jesus unversehens in die Wüste und setzt ihn dort der Erfahrung einer Versuchung aus. Hier werden plötzlich alle Klarheiten wieder angefochten. Jesus wird auf die Probe gestellt, er muss sich angesichts diabolischer Versuchungen seines Auftrages und seiner Identität neu vergewissern.

Zu existenziellen Wahrheiten und Gewissheiten gehören auch existenzielle Anfechtungen. Das weiß jeder Christenmensch. Die christliche Gottesrede wird keineswegs gestärkt, wenn man sie einfach für unanfechtbar erklärt. Wer sie vor Krisen und Konflikten bewahren will und in die Obhut von Glaubenswächtern gibt, offenbart nur Kleinglauben. Nicht weniger prekär ist das Bestreben, sie vor aller Kritik auszunehmen, indem man sie auf etwas Unstrittiges zurückschneidet. Es gibt vielfältige Einflüsterungen hinein in das Zentrum der Kirche, die christliche Rede von Gott opportunistisch unserer Zeit anzupassen. Und es gibt ebenso viele Versuchungen im Zentrum der Kirche, feige vor den Herausforderungen der Gegenwart auszuweichen. Es macht den großen intellektuellen und pastoralen Reiz der von Benedikt XVI. vorgelegten Auslegung von Jesu Versuchung aus, für beides zu sensibilisieren. Diesem Reiz folgend, wollen die folgenden Passagen als eine „Miniatur“ zur Frage gelesen werden, wie man heute glaubwürdig, zeit- und selbstkritisch von Gott reden und den Glauben an ihn praktizieren kann.

Der wahre Gott und die falschen Bilder

Die Erzählung von der Versuchung Jesu durch den Teufel (Mt 4,1–11) beginnt mit der Forderung eines Glaubwürdigkeitsbeweises, der alle Zweideutigkeit und allen Widerspruch aufheben soll („Wenn du Gottes Sohn bist, so befehl, dass aus diesen Steinen Brot wird“). Für den Versucher ist klar, dass Gott Macht haben muss. Denn nur ein (all)mächtiger Gott verdient es, in Wahrheit Gott genannt zu werden. Und ebenso ist für den Versucher klar, dass sich diese Macht für den Menschen mit einem Nutzeneffekt verbindet, weil Gott sie notwendig

einsetzen muss, um sich als Gott zu erweisen. Das Problem der Armut, des Hungers, der Mittellosigkeit ist der erste Maßstab, an dem ein Gott gemessen werden muss, von dem der Mensch letztlich etwas hat. An ihm ist auch zu messen, was Erlösung heißt. „Muss es nicht der erste Ausweis des Erlösers vor der Welt sein und für die Welt sein, dass er ihr Brot gibt und dass aller Hunger endet? ... Kann jemand zu Recht Erlöser heißen, der diesem Maßstab nicht genügt?“ (60) Was hat es sonst mit einem Gott auf sich, von dem man nichts hat?

Die zweite Versuchung operiert mit der Plausibilität eines Schriftbeweises und verknüpft diese Forderung mit einem Ortstermin auf den Zinnen des Jerusalemer Tempels („Wenn du Gottes Sohn bist, so stürz dich hinab; denn es heißt in der Schrift: Seinen Engeln befiehlt er, dich auf ihren Händen zu tragen, damit dein Fuß nicht an einen Stein stößt“). Das vorgeschlagene Experiment gibt vor, Gott anzuerkennen und ihn bei seinem Wort zu nehmen. Gottes Taten werden an seinen Worten gemessen. Wenn an diesen Worten etwas dran ist, muss er ihnen Taten folgen lassen. Wo ist diese Erwartung mehr berechtigt als an jenem Ort, der die Präsenz Gottes verspricht: am Tempel? Wo sonst soll es eine besondere Stätte göttlichen Beistandes geben als an der Wohnstatt Gottes? Wo sonst soll man die Probe aufs Exempel machen können, ob Gott zu seinem Wort steht? Hier muss sich zeigen, ob auf ihn Verlass ist. Was hat es sonst mit einem Gott auf sich, dessen Tatenlosigkeit entweder auf einen Wortbruch oder auf seine Machtlosigkeit schließen lässt?

Die dritte Versuchung offeriert die Alternative zu einem offenkundig tatenlosen Gott. Wenn nur der Anbetung verdient, der über Macht und Pracht, über Herrschaft und Reichtum verfügt, dann muss man vor einem offensichtlich machtlosen Gott nicht mehr in die Knie gehen („Der Teufel ... führte ihn

auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Reiche der Welt mit ihrer Pracht und sagte zu ihm: Das alles will ich dir geben, wenn du dich vor mir niederwirfst und mich anbetest“). Es besteht durchaus die Möglichkeit, zu Reichtum zu kommen, die Weltherrschaft zu erlangen, die Welt zu befrieden und sich mit Herrlichkeit zu umgeben. Aber dazu ist Gott nicht nötig. Es gibt andere Mächte und Gewalten, die den Menschen zu solcher Größe erheben können. Der offenkundigen Ohnmacht Gottes kann durch politische und ökonomische Macht aufgeholfen werden. Seine Leerstelle lässt sich füllen.

Die Entscheidung Jesu – der Weg der Christen?

Jesus setzt diesen drei Versuchen, die vorgeben, verstanden zu haben, wer und wie Gott sei, was und wie viel von ihm erwartet werden kann, auf wen man sich verlassen kann, wenn auf ihn kein Verlass mehr ist, ein dreifaches „Nicht so, sondern anders“ entgegen. Er macht seinerseits klar, dass eine Beziehung zu Gott nicht nach der Logik eines Zweck-Mittel-Verhältnisses geführt werden kann. Gott ist kein Gebrauchsgegenstand, sondern im Blick auf jedes Nutzenkalkül unbrauchbar. Jesus widersteht der Versuchung, das Gottsein Gottes mit Zügen des Macht- und Herrschaftsförmigen auszustatten. Dies läuft am Ende darauf hinaus, Macht und Herrschaft zu vergöttern. Weltliche Herrscher und Machthaber können gelegentlich großzügig sein und andere an ihrer Macht und Pracht teilhaben lassen. Aber dafür verlangen sie stets eine Gegenleistung: Unterwerfung. Wer Gott gibt, was ihm allein gebührt – die Anbetung – zeigt den Machthabern die Grenzen ihrer Macht auf und bewahrt sich eine letzte Freiheit. Freiheit und Anbetung passen einzig dort zusammen, wo die Anbetung nicht er-

zwungen wird und absichtslos bleibt, wo sie ohne Nebenabsichten oder Hintergedanken erfolgt.

Die Versuchungsgeschichte ist von enormer sozialkritischer und kirchenkritischer Brisanz. Dies zu unterstreichen macht auch die Brisanz ihrer päpstlichen Auslegung aus. Sie spürt den Ideologien unserer Zeit, das heißt „der verlogenen Vergöttlichung der Macht und des Wohlstands, der verlogenen Verheißung einer durch Macht und Wirtschaft alles gewährenden Zukunft“ (74) nach. Und sie zeigt auch die Versuchung der Christen auf, den Glauben durch Macht sicherzustellen, die in der Geschichte letztlich immer dazu führte, dass der Glaube drohte „in den Umarmungen der Macht erstickt zu werden. ... Denn der Preis für die Verschmelzung von Glauben und politischer Macht besteht zuletzt immer darin, dass der Glaube in den Dienst der Macht tritt und sich ihren Maßstäben beugen muss“ (69).

Allerdings zeigt dieser Text auch, wie schwer der List zu entkommen ist, mit der ein Versucher operiert. Er arbeitet mit Übertreibungen und Vereinseitigungen und provoziert übertriebene und einseitige Reaktionen auf Seiten jener, die sich einer Versuchung erwehren wollen. Auf diese Weise gerät man bei dem Versuch, nicht in seine Falle zu tappen, in eine neue, nunmehr selbst aufgestellte Falle. Das Wort Jesu „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus Gottes Munde kommt“ (Mt 4,4) kann dann zur Ausflucht werden, warum man angesichts der materiellen Not des Nächsten tatenlos bleibt. Es kann zur billigen Ausrede werden, um sich nicht in prekäre Situationen hineinzubegeben und eine weiße Weste zu verlieren. Aber bisweilen ist es auch für Christen angezeigt, vor ihren Nächsten eher mit „schmutzigen“ als mit leeren Händen dazustehen. Auch das kann ein Weg sein, um die verlogenen Verheißungen der Potentaten dieser Welt zu

entlarven. Es geht auch beim politischen und diakonischen Engagement der Christen um nichts Geringeres als um das erste Gebot: Wer verdient es in Wahrheit, Gott genannt zu werden? Vor wem allein darf ein Mensch in die Knie gehen? Wovor sind keine Ausflüchte erlaubt?

Der Glaube an Gott heute: nutzlos, zwecklos, sinnlos?

Den Übertreibungen und Vereinseitigungen des Versuchers hat Jesus nichts anderes entgegengesetzt als den Verweis auf das Gottsein Gottes. Aber kann damit unsere Zeit etwas anfangen? Muss man nicht angesichts der evangeliumsgemäßen Abwehr und Kritik politischer und ökonomischer Heilsversprechen fragen: „Was hat Jesus dann eigentlich gebracht, wenn er nicht den Weltfrieden, nicht den Wohlstand für alle, nicht die bessere Welt gebracht hat?“ (73) Wozu ist der Gottesglaube heute noch gut, welchen Nutzen bringt er, wofür zahlt er sich aus? Wer so fragt, will die Notwendigkeit Gottes für die Bewältigung innerweltlicher Probleme aufzeigen. Die Wirklichkeit Gottes wird hierbei zu einer Größe, die für die Wirklichkeit einer anderen Größe unumgänglich oder zweckdienlich ist. Mit dieser Logik konkurriert aber die Überzeugung Jesu, dass Gott nicht für etwas anderes oder um eines anderen willen notwendig ist, sondern gerade unabhängig von diesen Notwendigkeiten zu denken ist, wenn man angemessen von ihm reden will. Er ist um seiner selbst willen „interessant“, unverzweckbar und innerweltlich nicht funktionalisierbar oder zu instrumentalisieren.

Diese Rede von Gott, der jenseits innerweltlicher Notwendigkeiten zu denken ist, widerstreitet einer Deutung, die ihn erfasst und beschreibt als eine Option, die man um eines außerhalb ihrer selbst liegenden Zweckes willen wählen sollte. Gott

ist um seiner selbst willen belangvoll und nicht wegen einer Funktion, die er mehr oder weniger gut erfüllt. Was um seiner selbst willen belangvoll ist, muss aber nicht belanglos sein für etwas von ihm Verschiedenes. Es ist keineswegs folgenlos oder nutzlos, sich für das Unverzweckbare zu interessieren. Die Konsequenz dieses Gottesverständnisses ist im Bereich der Moral die Ausbildung eines Bewusstseins, das unterscheiden kann zwischen dem, was Mittel zum Zweck und was Zweck an sich selbst sein kann. Dieses Bewusstsein führt ebenso zur Unterscheidung zwischen dem, was „gut für etwas“ und was „in sich gut“ ist. Nützlichkeit kann nicht der alleinige oder letzte Maßstab eines Verhältnisses zur Wirklichkeit und zu den Mitmenschen sein. Die Liebe zu einem anderen Menschen macht nur und so lange glücklich, wie der / die andere nicht nur zum Zwecke der jeweils eigenen Beglückung geliebt wird. Es gibt wohltuende Konsequenzen menschlicher Vollzüge, die sich nur dann einstellen, wenn nicht sie selbst, sondern das von ihnen Verschiedene, das ihnen Vorausgehende, um seiner selbst willen gesucht wird.